

»Das Land der Freiheit hat auch seine Ketten!« Kulturerwartungen und Kulturbegegnungen in einem Reisetagebuch des frühen 19. Jahrhunderts

ELKE KLEINAU

Einleitung

Am 4. April 1825 schiffte sich in Gent ein Abkömmling des deutschen Hochadels auf einer Kriegskorvette ein und begann damit eine Reise, die ihn über Südwest-England, Boston, Montréal, Quebec, New York, Philadelphia, Baltimore, Washington, Charleston, New Orleans, St. Louis, Cincinnati, Pittsburgh, wiederum Philadelphia und New York, Liverpool und London zurück nach Gent führte, wo die Reise am 28. Juli 1826 ihr Ende fand. Wer war dieser Herzog Carl Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach, der sich mit dieser Reise angeblich einen Jugendtraum erfüllte? Was waren die Motive, die ihn in die ›neue Welt‹ führten? Mit welchen Erwartungen betrat er den Boden Amerikas? Wie nahm er die Menschen – ›Weiße‹ und ›Farbige‹ – wahr, die in einem Land lebten, das sich erst vor kurzer Zeit seine nationale Unabhängigkeit erkämpft hatte? Veränderte der Kontakt mit einer ›anderen Kultur‹ seine Einstellung zu Land und Leuten? Kurz: Was macht die Lektüre seiner 1828 erschienenen Aufzeichnungen über das noch junge demokratische Gemeinwesen der Vereinigten Staaten von Amerika – über ein rein antiquarisches Interesse hinaus – lohnenswert?

1 | Bezeichnungen wie ›Schwarze‹, ›Weiße‹ und ›Farbige‹ werden von mir in Anführungszeichen gesetzt, um den Konstruktionscharakter der Begriffe deutlich zu machen.

Im Jahr 1792 geboren und aufgewachsen am aufgeklärten ›MUSENHOF in Weimar als jüngster Sohn des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar-Eisenach und seiner Ehefrau Luise von Hessen-Darmstadt hatte der Prinz in jungen Jahren – wie es für nachgeborene Söhne im Adel üblich war – seine Bestimmung im Militär gesucht und sich in der Schlacht von Wagram (1809) den bleibenden Ruf eines Kriegshelden erworben.² 1814 trat Prinz Bernhard – nach dem Wiener Kongress wurde ihm der Titel eines Herzogs verliehen – in den Dienst des neu entstandenen Königreiches der Niederlande. Bei Reiseantritt bekleidete der Herzog den Rang eines Infanterie-Generals. Während seiner Reise führte er ein Tagebuch, das ursprünglich nicht für den Druck bestimmt gewesen sein soll, sondern zur »eigenen Erinnerung« und »um meinen hochverehrten Eltern, meinen Verwandten und Freunden desto bequemer und sicherer Auskunft über Alles geben zu können, was Sie etwa zu wissen wünschen möchten« (Reise 1828, 1. Theil: 7). Nach seiner Rückkehr übergab Herzog Bernhard das Tagebuch dem Weimarer Hofrat Heinrich Luden zur redaktionellen Bearbeitung und Veröffentlichung. Die 1828 erschienene Ausgabe stieß auf reges öffentliches Interesse. Sie wurde nicht nur von führenden Vertreterinnen und Vertretern der regierenden Häuser der Niederlande, Preußens, Dänemarks, Sachsens, Oldenburgs, Russlands und Österreichs subskribiert,³ zu den Erstunterzeichnern gehörte auch der Naturforscher Alexander von Humboldt, der amerikanische Konsul John Cuthbert, Goethe, der – wahrscheinlich in seiner Funktion als Weimarer Minister – schon vor der Drucklegung Einblick in das Manuskript genommen haben soll (vgl. Starklof 1865: 258), sowie verschiedene aufklärerische Gesellschaften, wie z.B. die Hamburgische ›Gesellschaft zur Beförderung der Kunst und nützlichen Gewerbe« (vgl. Reise 1828, 1. Theil 1828: I-XXIII). 1829 erschien eine holländische Übersetzung des Werkes (vgl. ebd.: 7f.).

2 | Die politischen Entwicklungen, die wechselnden Bündnisse in der Zeit der napoleonischen Kriege, militärischer Werdegang und militärische Verdienste Herzog Bernhards sind detailliert nachzulesen in der zweibändigen, stellenweise stark hagiographisch anmutenden Biographie des Königlich-württembergischen Rittmeisters R. Starklof (vgl. Starklof 1865). Der Artikel in der ›Allgemeinen Deutschen Biographie‹ bietet keine zusätzlichen Informationen, da er Starklofs Biographie als einzige Quelle heranzieht und auch deren Deutung komplett übernimmt (vgl. Bernhard 1967: 450-453).

3 | Das englische Königshaus ist in der Subskribentenliste lediglich durch den Herzog von Cambridge vertreten. Auf die Gründe gehe ich weiter unten ein.

Reisemotive und Reisehindernisse

Über die Motive, die den Herzog zu dieser Reise veranlassten, erfährt man in der Reisebeschreibung wenig. Zu erwartende Nachfragen dieser Art blockte Herzog Bernhard kurz und knapp ab:

»Ueber das Unternehmen selbst habe ich Nichts zu sagen, weder über die Veranlassung, noch über den Zweck. Der Gedanke einer Reise nach Amerika hat mich durch das Leben begleitet fast von meiner Kindheit an. Was diesen Gedanken ihn mir erzeugt, was ihn in mir genährt hat, ist ziemlich gleichgültig. Das Wesentliche ist: ich wollte die neue Welt sehen, das Land und die Menschen, das Leben und die Einrichtungen, die Sitten und die Bräuche. Je mehr ich nach und nach die alte Welt kennen lernte, desto größer wurde das Verlangen nach der neuen.« (Ebd.)

Um so deutlicher werden die Motive in der 1865 erschienenen Biographie herausgearbeitet, für die Starklof auf Briefe des Herzogs zurückgreifen konnte. Einem Schreiben an einen unbekanntes Adressaten vom Mai 1821 zufolge soll Bernhard sich mit dem Gedanken getragen haben, sich in den Vereinigten Staaten mit seiner Familie anzusiedeln, da er sich nicht wie die meisten

»[...] deutschen apanagierten Prinzen« damit abfinden wollte, »entweder in Kriegsdiensten ihre besten Jahre und ihr Vermögen zusetzen, oder mit einer mäßigen Apanage ihr Leben an Höfen oder in schalen Gesellschaften hinfristen, sich und Anderen mit ihren Prätensionen zur Last machen und endlich diese Welt verlassen mit der Ueberzeugung, hienieden nichts gewirkt zu haben.« In Deutschland oder in den Niederlanden wollte er sich aus verschiedenen Gründen nicht endgültig niederlassen. Bevor er aber diesen für seine Familie und ihn »wichtigen Schritt« ausführe, plane er »eine Reise nach den Vereinigten Staaten zu machen, um das dortige Terrain kennen zu lernen; finde ich, daß mein Etablissement in jenen Gegenden gefällt, so habe ich immer noch Zeit Acquisitionen zu machen, und im entgegengesetzten Falle bringe ich die Erinnerung an eine schöne und gewiß sehr interessante Reise mit nach Europa zurück.« (Zit.n. Starklof 1865: 244f.)

Große Vorbehalte gegen die bevorstehende Reise schien der Vater des Herzogs, Großherzog Carl August, vorgebracht zu haben, denn in einem Schreiben vom 30. Juni 1821 entgegnete sein Sohn, er wisse sehr wohl, dass ihm seine adelige Herkunft in Amerika keine Vorteile bringen werde. Darüber hinaus hatte Carl August offenbar zu bedenken gegeben, das englische Königshaus, mit dem das Haus Sachsen-Weimar-Eisenach durch die

Heirat Bernhards mit der Prinzessin Ida von Meiningen verwandt war,⁴ könne die Entscheidung Bernhards, sich in der abtrünnigen, ehemals englischen Kolonie niederzulassen, missbilligen. Diesen Einwand wollte der Herzog nicht gelten lassen. Zwar träfe es zu, dass sich die »nordamerikanischen Freistaaten [...] gewaltsam von England losgesagt« hätten, aber gleiches treffe auch für Holland zu – und »drängten sich nicht die deutschen Prinzen herbei, um den gegen ihren legitimen Herrn empörten Holländern zu dienen [...]?« (zit.n. ebd.: 247f.).

Offene Unzufriedenheit mit den politisch restaurativen Zuständen in Deutschland nach dem Ende der napoleonischen Kriege spricht aus diesem an den Vater gerichteten Brief. Warum solle er nicht versuchen, gab Bernhard zu bedenken, »[...] das Land kennen zu lernen, wo man seine Meinungen frei aussprechen darf, ohne zu fürchten, jeden Ausdruck mit Zusätzen vermehrt ins schwarze Buch der geheimen Polizei eingetragen zu sehen?« (Zit.n. ebd.: 248).⁵ Ohne Zustimmung des Vaters wollte der Sohn die Reise jedoch nicht antreten. Sie wurde verschoben und auf Anraten Carl Augusts 1823 zunächst eine Reise durch England, Schottland, Wales und Irland absolviert, wahrscheinlich mit der Absicht, die freundschaftlichen Beziehungen zum englischen Königshaus zu stärken. Auffällig ist jedoch, dass auf der Amerikareise, die den Herzog sowohl auf der Hin- als auch auf der Rückreise auf britisches Territorium führte, zwar alle möglichen Sehenswürdigkeiten besichtigt wurden, aber kein Kontakt mit den Verwandten aufgenommen wurde (vgl. Reise 1828, 2. Theil: 280ff.).

4 | Bernhards Schwägerin Adelheid von Meiningen war verheiratet mit dem Herzog von Clarence, dem späteren König William IV. aus dem Hause Hannover.

5 | Auch in seinem weiteren Leben soll dieser Vertreter des deutschen Hochadels seinen demokratischen Überzeugungen treu geblieben sein. Als ihm 1829 von Seiten Englands und Russlands die Krone des neugeschaffenen Königreiches von Griechenland angeboten wurde, lehnte der Herzog die Offerterte ohne Zögern ab. Der Weimarer Minister von Gersdorff holte sich nicht nur bei ihm, sondern auch bei seiner Frau eine derbe Abfuhr. Herzogin Ida erklärte unmissverständlich, dass die Angelegenheit nur dann eine Überlegung wert gewesen wäre, »[...] wenn entweder die Griechen den Herzog aus freier Wahl zu ihrem Führer gewählt hätten, oder er für ihre Sache, in ihren Reihen, an ihrer Spitze gekämpft hätte; aber so werde er ihnen stets nur als ein aufgedrungener Fremdling erscheinen« (zit. n. Starklof 1865: 272). Mit dieser Einschätzung bewies das Ehepaar politischen Weitblick. Der aus Bayern stammende König Otto konnte in der griechischen Bevölkerung keinerlei Rückhalt gewinnen, was 1862 zur Vertreibung der Wittelsbacher Dynastie aus Griechenland führte.

Besuche und Besichtigungen

Nach einer über dreimonatigen Seereise betrat Herzog Bernhard am 26. Juli 1825 in Boston amerikanischen Boden (vgl. ebd., 1. Theil: 76). In den vornehmen Zirkeln der aufstrebenden amerikanischen Städte wurde er als interessante Bereicherung abendlicher Gesellschaften mit offenen Armen empfangen, vor der Weiterreise mit Empfehlungsschreiben versehen, und oft fand er landeskundige, unterhaltsame Zeitgenossen und Zeitgenossinnen, denen er sich auf einzelnen Etappen seiner Reise anschließen konnte. Vergleichsmaßstab für den weitgereisten Herzog, der in jungen Jahren eine klassische Bildungsreise absolviert hatte, die ihn über Österreich nach Italien und Frankreich geführt hatte (vgl. Bernhard 1967: 451; Stannek 2001; Leibetseder 2004), war nicht das kleine, politisch eher unbedeutende Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach, auch nicht Deutschland, das als Nation ja noch nicht existierte, sondern Europa, vornehmlich Westeuropa. Vor seiner 1823 stattgefundenen Reise durch das Vereinigte Königreich hatte Bernhard die englische Sprache erlernt, bevorzugte aber – wie es in der höfischen Kultur und für das gebildete Bürgertum seiner Zeit üblich war – das Französische (vgl. Reise 1828, 1. Theil: 135, 247).⁶

Der Herzog besuchte – was bei einem aktiven Offizier nicht weiter verwundert – militärische Befestigungen und Kriegsschauplätze. Allein in der Militärakademie von Westpoint verbrachte er mehrere Tage und schilderte detailliert Ablauf und Inhalte der amerikanischen Offiziersausbildung (vgl. Reise 1828, 1. Theil: 77-188). Für industrielle und technologische Neuerungen hatte der europäische Reisende ein besonderes Faible, daher gehörten Fabriken, Bergwerke, Schiffswerften ebenfalls in sein Besichtigungsprogramm. Technische Neuheiten wurden detailliert beschrieben und z.T. mit Skizzen versehen. Erwähnt werden u.a. ein Schiffsblytzaableiter, ein Bathometer zur Messung der Wassertiefe, wo das üblicherweise genutzte Senkblei nicht mehr ausreichte, und auch von den Vorzügen eines »Waterclosed« an Bord eines Ostindienfahrers konnte sich der Herzog überzeugen (vgl. ebd.: 41, 70, 43). Darüber hinaus zeigte er großes Interesse an allen öffentlichen Einrichtungen des demokratischen Gemeinwesens, besichtigte Gefängnisse, Hospitäler, »Irrenanstalten«, Schulen, Universitäten, Bibliotheken, Theater, kunst- und naturhistorische Museen. Auch das vielseitige religiöse Leben in den Vereinigten Staaten war für den im protestantisch-lutherischen Glauben aufgewachsenen Adligen hoch interessant, insbesondere das konfliktfreie Nebeneinander von Menschen verschiedener religiöser Bekenntnisse (vgl. ebd.: 221). Im Verlauf seiner

6 | Englisch wurde erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts allgemeine Verkehrssprache (vgl. Maurer 2008: 283-297).

Reise besuchte Bernhard nicht nur deren jeweilige Gottesdienste, sondern er suchte gezielt religiös begründete Siedlungsprojekte auf, z.B. ›Economy‹, von dem Württemberger Pietisten Georg Rapp geleitet (vgl. ebd., 2. Theil: 202ff.), Niederlassungen der Shaker (vgl. ebd., 1. Theil: 173ff.)⁷ und der Herrnhuter Brüdergemeine (vgl. ebd., 1. Theil: 230ff.), aber auch ›New Harmony‹, die Kolonie des britischen Sozialreformers und frühen Sozialisten Robert Owen, dessen strikt laizistisch begründeten Gleichheitsforderungen er allerdings ausgesprochen skeptisch gegenüberstand (vgl. ebd., 2. Theil: 134ff.). An der owenitischen Kolonie kritisierte der Herzog vor allem die fehlende Selektion bei der Aufnahme von Neu-Siedlern. ›New Harmony‹ ziehe daher »eine Menge Landstreicher und faule Taugenichtse aus allen Theilen der Welt« an (ebd.: 136; vgl. Kleinau 1987: 112-169), die es sich dort auf Kosten der Gemeinschaft gut gehen ließen. Die Verfassung von ›New Harmony‹ wurde von unserem Reisenden ins Deutsche übersetzt und als Anhang dem Reisebericht hinzugefügt (vgl. Reise 1828, 2. Theil: 310-323), was man als Indiz für das allgemeine zeitgenössische Interesse an Owen und seiner Kooperative werten kann. Die Aufgeschlossenheit Bernhards diesen und anderen Siedlungsprojekten gegenüber erklärt sein Biograph mit der Absicht des Herzogs, sich selbst in einer ähnlichen Ansiedlung niederzulassen (vgl. Starklof 1865: 263). Das Reisetagebuch selbst erteilt keine Auskunft. Zwar wird ein Gespräch mit Georg Rapp und seinem Sohn wiedergegeben, in dem diese dem Herzog die Vorzüge einer Niederlassung in der Nähe von ›Economy‹ schmackhaft zu machen versuchen (vgl. Reise 1828, 2. Theil: 212), aber Bernhard ging auf dieses Angebot nicht ein. Die in dem Brief von 1821 geäußerte Überlegung, in den Vereinigten Staaten Land anzukaufen und mit der Familie dorthin

7 | Die Shaker sind eine aus England stammende christliche Freikirche. Ihr Name leitet sich von dem rituellen Tanz her, der bei ihnen als eine Form der Gottesverehrung gilt. Ihre Anhänger fanden die Shaker vor allem in den unteren Bevölkerungsschichten. Sie propagierten Gütergemeinschaft und sexuelle Enthaltensamkeit. Über die Rekrutierung neuer Mitglieder in der Siedlung ›New Lebanon‹ schrieb der mit trockenem Humor begabte Herzog, der dem ›Schütteltanz‹ der Shaker und ihrem zölibatären Leben wenig abgewinnen konnte: »Wenn eine Familie zu den Shakers treten will, so müssen sogleich geschwisterliche Verhältnisse zwischen Mann und Frau eintreten. Auch finden verwaiste Kinder bei ihnen Aufnahme; jedoch laufen über den Ursprung dieser Waisen allerlei übele Gerüchte um. Es versteht sich: wenn die Grundsätze dieser Menschen überhand nähmen, was jedoch der Himmel wohl verhüten wird, so würde die Welt bald menschenleer sein. In überbevölkerten Ländern indes dürfte es vielleicht gut sein, Missionare dieser Secte aufzunehmen, und den Proselytismus zu befördern« (Reise 1828, 1. Theil: 174).

auszuwandern, wird mit keinem Wort erwähnt. Hatte der Herzog die Idee aufgegeben und wenn ja, warum?

Freiheit – Gleichheit – Brüderlichkeit

Zeitgenössischen Leserinnen und Lesern des Reisetagebuches dürfte nicht entgangen sein, dass der Adelige dem demokratischen Gemeinwesen der jungen amerikanischen Republik ausgesprochen positiv gegenüberstand. Gehörte er demnach zu jenen europäischen Reisenden, »die nach dem Unabhängigkeitskrieg die Vereinigten Staaten aufsuchten und sich, je nachdem, ob es sich um Monarchisten oder Republikaner handelte, zu lobenden oder tadelnden Pauschalurteilen über Land und Staatsform hinreißen ließen [...]«? (Bitterli 1976: 409). Zu Beginn der Reise hatte es fast den Anschein. Da ist von einer Begegnung mit dem 90-jährigen ehemaligen Präsidenten Adams, einem der Unterzeichner der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung vom 4. Juli 1776, die Rede, die Herzog Bernhard zutiefst rührte, und er wähnte sich glücklich, »diesem seiner irdischen Auflösung so nahen Veteranen einer Revolution, die man wohl heilsam nennen darf, noch vorgestellt worden zu sein!« (Reise 1828, 1. Theil: 92). Vieles spricht dafür, dass der im aufgeklärten Weimar Aufgewachsene zu Beginn seiner Reise gewillt war, die USA als das Land zu erleben, in dem die revolutionären Ideale – Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit – Wirklichkeit geworden waren. In den Neu-Englandstaaten angekommen, lobte der Herzog die öffentlichen Erziehungseinrichtungen, zu denen »Knaben aus allen Volks-Classen« unentgeltlich zugelassen wurden, »das freundliche Wesen der Lehrer«, aber auch »das bescheidene, anständige, ungezwungene Benehmen der Schüler«. Junge Menschen, »die eine so liberale Erziehung« erhielten, könnten, davon war der Herzog überzeugt, nicht »zu bösen oder heimtückischen Menschen heranwachsen« (ebd.: 97f.). Diese geradezu naiv anmutende Auffassung von der menschlichen Charakterentwicklung teilte Herzog Bernhard mit dem Sozialreformer Owen. Letztendlich bestimmten, so argumentierte Owen, die Einflüsse der Umwelt – materielle Lebensbedingungen und geistige Einflüsse – den menschlichen Charakter, und unter denen, die in einer neuen, freiheitlich und egalitär geregelten Gemeinschaft wie »New Harmony« aufwüchsen, gäbe es daher auch kein sozial abweichendes, kein kriminelles Verhalten (vgl. Kleinau 1987: 123ff.). Von der analytischen Schärfe eines Alexis de Toqueville, der knapp zehn Jahre später ausgesprochen differenziert den nivellierenden Charakter demokratischer Bildungsinstitutionen herausarbeiten sollte, war diese Einschätzung von der nahezu grenzenlosen menschlichen Formbarkeit weit entfernt (vgl. Toqueville [1835/1840] 1956). In New York

visitierte der Herzog eine Schule, in der nach der Lancaster'sche Methode unterrichtet wurde. Das von dem englischen Quäker Joseph Lancaster eingeführte Unterrichtsverfahren basierte auf dem Prinzip, ältere, im Unterrichtsstoff fortgeschrittene Schülerinnen und Schüler zur Unterstützung und Entlastung des Lehrers als Hilfslehrkräfte einzusetzen. In England und in Teilen der USA adaptierte man sein System, weil es geeignet schien, innerhalb kürzester Zeit und ohne großen finanziellen Aufwand eine Massenbeschulung von Kindern der unteren Schichten durchzuführen (vgl. Lancaster 1808; Schriewer/Caruso 2005).

Dass der Unterricht mit militärisch anmutendem Drill einherging, war dem General keinen Kommentar wert, wohl aber die in der Geographiestunde vollzogene Verlagerung seiner Heimatstadt Weimar an den Rhein (vgl. Reise 1828, 1. Teil: 206).

Auch die Erziehung und Bildung des weiblichen Geschlechts erschien dem Reisenden – im Vergleich zum ›alten Europa‹ – in einem ausgesprochen positiven Licht:

»[...] beide Geschlechter sind sehr wohlgezogen und unterrichtet. Auf die Erziehung des weiblichen Geschlechts wird so viel Sorgfalt verwendet, daß man es in andern Ländern vielleicht übertrieben finden dürfte. Die jungen Damen lernen sogar das Lateinische und Griechische; sie wissen aber auch von andern Dingen zu sprechen, als von Moden und Stadtgeschichten.« (Ebd.: 99)

An der amerikanischen Damenwelt missfiel dem Herzog zunächst nur eines: Auf den diversen Bällen, zu denen er eingeladen wurde, wurden nur ›französische Contretänze‹ getanzt, da die Damen »aus Prüderie nicht walzen« wollten (ebd.: 211). Ob in (bildungs-)politischer, wirtschaftlicher oder rechtlicher Sicht – zu Beginn der Reise fiel der Vergleich mit Europa immer zugunsten Amerikas aus. So gab der Herzog dem Prinzip der Erbteilung gegenüber der Primogenitur eindeutig den Vorzug, da sich der »Wohlstand weit mehr unter der Nation« verbreite (ebd.: 95) und die landwirtschaftlichen Erträge stiegen. Bei einem Abstecher in die englische Kronkolonie Kanada hielt Herzog Bernhard in seinem Tagebuch fest, dass die Ansiedlungen in Kanada weitaus ärmer aussähen als die in den Vereinigten Staaten. Das liege daran, dass die Siedler zum größten Teil »arme Schotten und Irländer« seien, die auf Kosten der Regierung in die Kolonie kämen, Land zugeteilt bekämen, und »unter dem Druck des Feudalwesens« nicht reüssieren könnten. Besser ausgestattete Auswanderer, die »Unternehmungsgeist« besäßen, siedelten sich lieber in den Vereinigten Staaten an, »wo Nichts [sic!] sie niederdrückt, wo vielmehr Alles zu ihrer Erhebung beiträgt« (ebd.: 159f.).

Begegnungen mit ›rassisch Fremden‹ – Iren, Indianer und ›Schwarze‹

Erste Risse erhielt das positive Amerikabild, sobald die Grenze zwischen den Nord- und den Südstaaten passiert war. Zwischen den Nord- und den Südstaaten existiere ein eklatantes Bildungsgefälle, hielt Bernhard im Tagebuch fest (ebd., 2. Theil: 17). Im Norden genossen insbesondere die Bewohner Georgias einen schlechten Ruf, und »dieser Leumund scheint in der That nicht ganz falsch zu sein. Man sieht widerwärtige Physiognomien, etwa wie in Italien« (ebd.: 19). Unter den Bewohnern des Landes fielen ihm besonders die ungebildeten, rauflustigen, ständig betrunkenen »Irländer« unangenehm auf. Diese »Menschenrace« breite sich »wie eine böse Krankheit« über die Vereinigten Staaten aus und werde »sogar von den Georgiern verachtet« (ebd.: 19f.). Die Verwendung des Begriffs ›Rasse‹ an dieser Stelle irritiert, aber der Herzog scheint hier auf ein im 18. und auch noch im frühen 19. Jahrhundert weitverbreitetes Verständnis von ›Rasse‹ zurückzugreifen, in dem »sich biologische und kulturelle Merkmale wahllos mischten« (Bitterli 1976: 345). In Bezug auf ›Schwarze‹ wird im Reisebericht nicht durchgängig von einer ›Rasse‹ gesprochen, sondern von Menschen einer anderen Hautfarbe (vgl. Reise 1828, 2. Theil: 42). Eine wissenschaftlich exaktere Bestimmung des Rassebegriffs begann sich in Europa erst im ausgehenden 18. Jahrhundert durch die anatomischen und anthropologischen Untersuchungen Friedrich Johann Blumenbachs (1752-1840) abzuzeichnen.⁸ In den USA waren die katholischen Iren zu dieser

8 | Blumenbach wirkte als Professor an der Universität in Göttingen, damals ein Zentrum der kulturvergleichenden anthropologischen Forschung. Im Gegensatz zu den Monogenisten, die die Ansicht vertraten, dass jede ›Haupttrasse‹ separat entstanden sei, gehörte Blumenbach zu den Polygenisten, die von einem einheitlichen Ursprung der Menschheit ausgingen. Der *Homo sapiens* sei in einer einzigen geographischen Region entstanden – welche, war strittig – und habe sich von dort aus über die ganze Erde verbreitet. Die Verschiedenartigkeit des Menschen, argumentierte Blumenbach, sei seiner Verbreitung über andere Klimazonen und seiner Anpassung an die jeweiligen Lebensbedingungen geschuldet. Er klassifizierte fünf Menschenrassen, die er nach ihrer geographischen Herkunft unterschied: die Kaukasier, die Mongolen, die Äthiopier, die Amerikaner und die Malaien. Eindeutig voneinander abgrenzbare und unwandelbare ›Rasstypen‹ gebe es nicht, vielmehr gehe eine ›Rasse‹ unmerklich in die andere über. Blumenbach war ein scharfer Kritiker der von seinem Fachkollegen Samuel Thomas von Soemmering vertretenen Ansicht, dass die ›Neger‹ eine den Europäern unterlegene ›Menschenrasse‹ darstellten. Auch der Argumentation seines Göttinger Kollegen Christoph

Zeit – wie auch die Deutschen – noch als Zuwanderergruppe erkennbar und nicht in die von protestantischen Angloamerikanern dominierte junge Nation integriert. Im Kontext der ›Critical Whiteness Studies‹ wird darauf verwiesen, dass die Iren sich ihren Status als ›Weiße‹ durch Abgrenzung gegenüber den ›Schwarzen‹ erst erkämpfen mussten (vgl. Ignatiev 1995). In der kulturellen Wertschätzung der Amerikaner rangierten unter den Iren nur noch die ›Schwarzen‹ und die Indianer, die allerdings in den Indianerkriegen schon weitgehend nach Westen, in die ›Weißen‹ noch weitgehend unbekanntenen Regionen jenseits des Mississippi, vertrieben worden waren. Begegnungen mit ›native Americans‹ waren in den östlichen Landesteilen, die der Herzog bereiste, eher selten. Fanden sie aber statt, so unterblieb fast nie ein Hinweis auf die hässliche Physiognomie indianischer Frauen (vgl. Reise 1828: 1. Theil: 122f., 125). Entsprachen einige dann doch – wider Erwarten – den ›weißen‹, europäisch-aristokratischen Schönheitsnormen, so schmälerte »ihre braune Farbe« den positiven Gesamteindruck (ebd.: 131).

Auch auf die unter Indianern weitverbreitete Trunksucht wird im Reisebericht wiederholt Bezug genommen, ohne allerdings die Verantwortlichkeit des ›weißen‹ Mannes für die zunehmende Korrumpierbarkeit der Indianer durch Alkohol zu thematisieren. In dieser Hinsicht zeigte der Herzog keinerlei Problembewusstsein. Im Gegenteil: Bei einem Zusammentreffen mit Creek-Indianern spendierte er ihnen Whiskey, um sie zur Aufführung eines Kriegstanzes zu bewegen. Als einige ältere Indianer daran Anstoß nahmen, dass ihre jüngeren Gefährten sich auf diese Weise vor ›Weißen‹ produzierten, wurden sie mit Whiskey zum Schweigen gebracht (vgl. ebd., 2. Theil: 27).

Von indianischer ›Kultur‹ war bei Begegnungen mit *lebenden* Indianern nicht die Rede, diese wurde vorzugsweise in naturgeschichtlichen bzw. völkerkundlichen Museen vermutet und dort aufgesucht. Im American Museum in New York erregten beispielsweise eine Mumie, Waffen und Kleidungsstücke der Indianer das Interesse des Herzogs (vgl. ebd., 1. Theil: 191). In Philadelphia war es »das Gerippe eines Osage-Indianers«, in einem Atemzug erwähnt mit sogenannten »Monstrositäten«, z.B. einer »Kuh mit 6 Beinen, von welchen 2 aus dem Rücken gewachsen sind« (ebd.: 220). Im anatomischen Kabinett der Universität von Pennsylvania fanden mehrere indianische Schädel sowie das Skelett eines Creek-Indianers Bernhards Aufmerksamkeit (ebd.: 246). Alltags- und Kultgegenstände der indianischen Völker wurden mit einer Neugierde bestaunt, »die man dem Kuriosum zu schenken gewillt ist«; was hingegen fehlte, war ein tiefer gehendes

Meiners, der sich für die Beibehaltung der Sklaverei aussprach und als Rechtfertigung die ›Rassenunterschiede‹ bemühte, widersprach Blumenbach vehement (vgl. Dougherty 1990; Schiebinger 1993).

Interesse, um »Funktion und kultische Bedeutung solcher Gegenstände aus dem Zusammenhang des sozialen und kulturellen Lebens« indianischer Gesellschaften verstehen zu können (Bitterli 1976: 35).

Bereits während seines Aufenthaltes in New York war dem Herzog der Umgang der ›weißen‹ Amerikaner mit den freien ›Schwarzen‹ unangenehm aufgefallen, auch wenn die eigene Einstellung selbst nicht frei von Rassismen war. Erste Begegnungen mit ›Schwarzen‹ fanden in den Häusern der gebildeten Oberschicht statt, wo »Neger« und »Mulatten« den größten Teil des Diensthilfspersonals stellten. ›Weiße‹ Diensthilfen waren zumeist Iren oder Irinnen, denn »die Amerikaner«, wusste der Herzog zu berichten, hätten »eine große Abneigung gegen das Dienen« (Reise 1828, 1. Theil: 200).⁹ ›Schwarze‹ und ›Mulatten‹ gehörten zumeist als Handwerker den »untersten Volksklassen« an (ebd.). Dass in New York Schulen für ›schwarze‹ Kinder eingerichtet wurden, fand Herzog Bernhard zwar begrüßenswert, für wirklich bildungsfähig scheint er sie jedoch nicht gehalten zu haben, denn mit einigem Erstaunen hielt er im Tagebuch fest, dass »diese kleinen, affenartigen Geschöpfe [...] mitunter recht gut lernen« (ebd.).

Als aktivem Militär fiel Herzog Bernhard auf, dass die freien ›Schwarzen‹ in den Nordstaaten nicht in die Armee aufgenommen wurden, höchstens als »Tambours oder Musikanten, aber nie als Soldaten« geduldet würden. Nicht einmal ›Mischlinge‹ dürften Soldaten werden. Man habe in diesem Land »eine große Abneigung gegen diese Menschenrace, die fast wie die indischen Parias zu leben gezwungen« seien (ebd.). Der Vergleich der Lebensbedingungen der ›Schwarzen‹ mit denen der ›Unberührbaren‹ im indischen Kastensystem erweckt den Eindruck, als ginge es dem General um die gänzliche Aufhebung rassistischer Diskriminierung in der Armee. Soweit ging das Gleichheitsbestreben unseres Reisenden jedoch nicht; keineswegs sollten sämtliche Unterschiede zwischen Angehörigen des Bürgertums, ›niederer Volksklassen‹ oder ›Rassen‹ eingeebnet werden. Dass die Armee der Vereinigten Staaten nur junge Männer aus dem oberen Bürgertum zu Offizieren ausbildete, fand Bernhards volle Zustimmung. Eine solche Maßregel sei in einem Land, das seine Soldaten ausschließlich aus den unteren Volksklassen rekrutiere, unumgänglich. Der Standesunterschied zwischen den Offizieren und den einfachen Soldaten diene der Aufrechterhaltung der Disziplin (vgl. ebd.: 275). Warum allerdings selbst im Fußvolk der Armee oder im Gefängnis (vgl. ebd.: 227) auf eine strikte Trennung von ›Weißen‹ und ›Schwarzen‹ geachtet wurde, entzog sich dem

9 | Vgl. in diesem Zusammenhang auch die Studie von Silke Wehner-Franco, der zufolge der häusliche Dienst für die meisten Einwanderergruppen ein »Durchgangsberuf« war (Wehner-Franco 1994: 35).

Verständnis des Herzogs. Schließlich gehörten seiner Auffassung nach beide zu den ›niederen Volksklassen‹. Die entscheidende Differenzlinie war für ihn in diesem Zusammenhang nicht ›Rasse‹, sondern – allen Sympathiebekundungen für die ›niederen Volksklassen‹ zum Trotz – ›Klasse‹. Die Wahrnehmung von Klassenunterschieden ging historisch gesehen beim Europäer der Wahrnehmung von ›Rassen‹ voraus, darauf hat bereits der französische Mentalitätshistoriker Robert Muchembled hingewiesen. Der Blick auf exotisch ›Anderer‹, auf Indianer und ›Schwarze‹, sei vorgeformt vom Blick auf die ›Anderen‹, die »geographisch nah, kulturell aber unendlich weit entfernt« lebten (Muchembled 1990: 139). Gemeint sind die städtischen Armen bzw. die ländlichen Unterschichten.

Sklavenhaltung und Sklavenhandel

Zur Institution der Sklaverei äußerte sich der Herzog zunächst auffallend zurückhaltend. In Baltimore und damit zum ersten Mal auf dem Boden eines Sklavenhalterstaats angekommen, findet sich im Tagebuch folgende Eintragung:

»Der Staat *Maryland* ist der erste, den ich betrat, in welchem die Sklaverei der Neger gesetzmäßig beibehalten worden ist. Weiter südlich herrscht sie überall. Ich aber bleibe bei dieser Tatsache stehen. Es kommt mir nicht zu, mich über diesen delikaten Gegenstand zu äußern. Auf meiner Reise habe ich jedoch von neuem die alte Erfahrung gemacht, daß man sehr leicht irrig Urtheile über Gegenstände fället, die man nicht genau kennt, nicht selbst gesehen und selbst geprüft hat.« (Reise 1828, 1. Theil: 251)

Das ›jedoch‹ in diesem Satz irritiert: Wird hier bereits angedeutet, dass die anfängliche Zurückhaltung keinen Bestand haben wird? Meinte der Herzog zu diesem Zeitpunkt noch kein Urteil fällen zu können? Je weiter die Reise in die Südstaaten führte, umso deutlicher wurden die Vorbehalte gegen die Sklaverei artikuliert. Im Vergleich mit Europa schien zu Beginn der Reise Amerika als die bessere der beiden Welten. Im weiteren Verlauf der Reise weicht diese positive Beurteilung amerikanischer Kultur- und Lebensverhältnisse zunehmend einer kritischen Distanz. In seiner begeisterten Schilderung amerikanischer Zustände und Zeitgenossen hatte der Herzog anfänglich so manchen spitzen Seitenhieb gegenüber dem ›alten Europa‹ untergebracht. Während eines Besuches in der indianischen Niederlassung Oneida glaubte er sich ins »civilisirte[] Europa« versetzt, »denn eine Menge Kinder lief neben dem Wagen her, um zu betteln, und dieses war mir, seit ich in den Vereinigten Staaten reisete,

noch nicht vorgekommen« (ebd.: 123). Auf der Reise durch Georgia deutet sich ein massiver Bruch in der Wahrnehmung und Bewertung amerikanischer Gesellschaftsverhältnisse an. Nachdem dem Herzog auffällig viele Branntweinschenken ins Auge gefallen waren, in denen die einheimische Bevölkerung »den 3. Weihnachtstag verjubilte[]«, äußerte er: »*Tout comme chez nous*, [...] und währte [sich] in europäischen Ländern« (ebd., 2. Teil: 25). Aber die Textpassage geht noch weiter und mündet in ein unerwartetes Lob europäischer Zustände:

»Wir bemerkten einen Herrn und eine Dame zu Pferde; die Pferde waren durchaus nicht bepackt: dennoch musste eine Negerin in bloßen Füßen nebenher laufen, und einen schweren Sack mit indischem Korne zum Futter für die Pferde auf dem Rücken schleppen! Da sah ich, daß ich mich nicht in Europa befand, und mit Freuden!« (Ebd., 2. Teil: 25)

Die »niederträchtige« Behandlung, welche die armen Neger erfahren« (ebd.: 104), empörte Bernhard zutiefst. In New Orleans, Louisiana, wurde er zum ersten Mal mit Erscheinungen des Sklavenhandels konfrontiert. Da der amerikanische Kongress die Einfuhr von Sklaven im Jahr 1808 unter Strafe gestellt hatte, wurde der »Nachschub« an »Menschenmaterial« nun gedeckt durch in Maryland und Virginia angelegte »Sklavenstutereien«, wie er voller Abscheu in seinem Tagebuch notierte (ebd.: 80). Das Ansinnen eines Plantagenbesitzers, ihm beim Einfangen eines entlaufenen Sklaven behilflich zu sein, wurde vehement zurückgewiesen, weil »der Neger mir durch sein munteres und gefälliges Wesen gefallen, während sein Herr und Peiniger mir in jedem Betracht äußerst widerwärtig erschien« (ebd.: 62f.). Die Parteinahme für den entflohenen Sklaven ist unübersehbar, aber seine Charakterisierung als munter und gefällig deutet darauf hin, dass ihm Züge eines unmündigen Kindes zugeschrieben werden.

›Rasse‹ und Geschlecht

Obwohl Herzog Bernhard in New Orleans auf Schritt und Tritt mit der »Rassenfrage« konfrontiert wurde, fühlte er sich in dieser Stadt, dem »amerikanischen Orient« (vgl. Möllers 2005: 57), ausgesprochen wohl. Hier blieb er insgesamt neun Wochen, länger als in jeder anderen amerikanischen Stadt, und berichtete ausführlich über das rege gesellschaftliche Leben. Einladungen zu zahlreichen »Subscriptionsbälle[n]« (Reise 1828, 2. Teil: 74) erfolgten, und die »weißen« kreolischen Damen¹⁰ fand der Herzog wi-

¹⁰ | Als Kreolen bzw. Kreolinnen bezeichnete man in Louisiana die im

der Erwarthen wohlherzogen, liebenswürdig und außerordentlich elegant. Anscheinend hatte man in der feinen Gesellschaft des Nordens über die dürftige Bildung der Kreolinnen, die nur aus Tanz und Musik bestehen sollte, kräftig gelästert, denn Herzog Bernhard nahm die Südstaaten-Damen ausdrücklich in Schutz und platzierte erneut einen gut gezielten Seitenhieb auf die »steifen Prüden« der Yankees, die es für »indecent halten zu walzen« (ebd.). Sehr bald machte der Herzog aber die Entdeckung, dass die ebenfalls äußerst elegant gekleideten Herren nicht lange auf diesen »Subscriptionsbällen« verweilen. Das eigentliche Ziel ihrer abendlichen Vergnügungen war ein Besuch auf einen der zahlreichen »Quaterons«-Bälle, »wo sie sich besser amüsiren und nicht zu geniren brauchen« (ebd.). Damit hatte der deutsche Adelige ein Thema gefunden, das ihn während seines gesamten Aufenthaltes in der Stadt beschäftigen sollte: die »Quateronne« als das eigentliche Opfer amerikanischer Rassenpolitik.

Zunächst einmal wurde den Daheimgebliebenen ausführlich erklärt, was ein »Quateron« bzw. eine »Quateronne« ist, nämlich »das Kind einer Mestize und eines weißen Vaters, so wie hinwiederum eine Mestize das Kind einer Mullatin [sic!] ist« (ebd.: 78). Die »Quateronnes« seien an ihrer Hautfarbe nicht zu erkennen. Sie seien »fast ganz weiß«, ja, manche »Quateronne« habe »eine weißere Haut als manche stolze Creolin« (ebd.). Unter Kreolinnen bzw. Kreolen verstand Bernhard demnach nur den »weißen« kreolischen Bevölkerungsanteil. Die »Quarteronnes« seien nun aber keine Sklavinnen, sondern Freie, aber aufgrund ihrer »schwarzen« Abstammung seien sie den größten Vorurteilen ausgesetzt. Infolge der »one-drop-rule«, die alle zu »Negern« erklärte, die nur einen Tropfen »afrikanisches Blut« in sich trugen, galten sie in der amerikanischen Gesellschaft als »Schwarze« (vgl. Möllers 2005: 58). Heiraten zwischen »Weißen« und »Farbigen« waren nach den Gesetzen des Staates Louisiana verboten. Da aber, fuhr der Herzog fort, die »Quarteronnes« ihrerseits selbst über eine Art rassistischen Hochmut verfügten und »mit Verachtung auf die Neger und Mulatten hinabsehen, und sich mit denselben nicht vermischen wollen«, so bleibe ihnen nichts übrig, als »sogenannte Freundinnen der Weißen zu werden.« Dieses gewohnheitsrechtlich akzeptierte System der »plaçage«, bei dem der

Lande geborenen Nachfahren von spanischen und französischen Eltern. Zunächst von Franzosen besiedelt, gehörte Louisiana von 1763 an zu Spanien. Im Jahr 1800 wurde es für drei Jahre wiederum französisch. 1803 von Napoleon für 15 Millionen Dollar an die USA verkauft, wurde Louisiana im Jahr 1812 als 18. Staat in die amerikanische Union aufgenommen. Zur kreolischen Gesellschaft gehörten auch die »Rassenmischlinge«, die sogenannten »free people of color«. Unter französischer und spanischer Herrschaft hatten sie eine Art wohlhabende Mittelschicht gebildet (vgl. Möllers 2005: 57ff.).

›weiße‹ Mann seiner ›placée‹ und eventuellen Kindern einen Hausstand einrichtete, wurde »[...] sogar von Würdenträgern der katholischen Kirche gebilligt« (Möllers 2005: 61). Die ›Quarteronnes‹ führten, so wusste der Herzog zu berichten, den Familiennamen ihrer ›Freunde‹, und da sie ein solches Verhältnis als Ehe betrachteten, hielten sie »diese Verbindung mit viel mehr Treue, als manche in der Kirche getraute Dame« (Reise 1828, 2. Theil: 78f.). An den ›weißen‹ Kreolinnen, die einige Seiten zuvor noch als reizende, in ihren Umgangsformen als ausgesprochen angenehme Gesellschafterinnen beschrieben worden waren, ließ Bernhard jetzt kein ›gutes Haar‹ mehr. Die ›weißen‹ Damen »hegen und affectiren [...] die stärkste Abneigung gegen die Quarteronnes« (ebd.: 78), obwohl manche dieser Mädchen »eine viel sorgfältigere Erziehung genossen« hätten als manche ›weiße‹ Frau. Sie verhielten »sich gewöhnlich mit mehr Anstand und Sittlichkeit, als diese, und machen ihre Freunde oft viel glücklicher, als die weißen Damen ihre Eheherren. Und doch sprechen die weißen Damen stets mit der größten Verachtung und selbst mit Erbitterung von diesen unglücklichen und unterdrückten Geschöpfen« (ebd.: 79). An dieser Stelle der Beschreibung angekommen, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, dass sich der Herzog über die gesellschaftliche Diskriminierung der ›free women of color‹ nur deswegen so echauffiert, weil sie ›weißen‹ europäischen Schönheitsnormen, gepaart mit einem Schuss Exotik, entsprachen. In seiner Schilderung erscheinen die ›Quarteronnes‹ als arme unschuldige Opfer, aber nicht so sehr als Opfer des amerikanischen ›Rassensystems‹, sondern des Neides, der Missgunst ihrer ›weißen‹ Konkurrentinnen. Stärker als jemals zuvor auf seiner Reise zog der Herzog in Zweifel, dass Amerika das Land sei, in dem die bürgerlichen Gleichheitsforderungen realisiert worden seien. In den »vielgepriesenen freien Staaten der liberalen Union« redeten die ›weißen‹ Frauen stolzer und verächtlicher über die ›Quarteronnes‹, als es sich der europäische Adel jemals über »seine Nebenmenschen« (ebd.) angemaßt habe. In Europa begegne man diesen Mädchen weitaus vorurteilsfreier. Daher schickten »reiche Väter in diesem Lande ihre Töchter dieser Art nach Frankreich«, und dort fänden die Mädchen »mit ihrer guten Erziehung und ihrem Vermögen keine Schwierigkeit, sich auf eine legitime Weise zu placiren« (ebd.).

Bei genauer Lesart enthält der ausführlich zitierte Abschnitt aus dem Reisetagebuch über die Diskriminierung der ›Quarteronnes‹ zwei bezeichnende Leerstellen: Zum einen betonte der Herzog ausdrücklich, dass die ›Quarteronnes‹ die Verbindung, die sie mit einem ›weißen‹ Mann eingingen, als Ehe betrachteten und ihrem ›Freund‹ die eheliche Treue hielten. Aber galt dieses Treueversprechen auch für die ›weißen‹ Männer, die mit einer ›free women of color‹ eine Verbindung eingingen? Oder betrachteten sie das Verhältnis eher als eine Art morganatische Ehe, neben der durch-

aus noch eine rechtmäßig angetraute ›weiße‹ Ehefrau Platz hatte? Dem Herzog dürfte eine solche ›Ehe zur linken Hand‹ wohl bekannt gewesen sein, war sie doch im europäischen Hochadel die übliche Form einer Lebensgemeinschaft, wenn einer der beiden Partner – in der Regel die Frau – von niedrigerem Stand, d.h. nicht ebenbürtig war. Zum anderen wird in der Reisebeschreibung fast völlig ausgeblendet, dass es in New Orleans auch ›Quaterons‹, d.h. ›free men of color‹, gab. Erwähnt wird, dass zu den ›Quateron-Bällen‹ »nur farbige *Damen* zugelassen«, und »die Männer dieser Casten [...], versteht sich, durch die weißen Herren, ausgeschlossen« wurden (ebd.). Über die gesellschaftliche Stellung der ›free men of color‹ erfahren wir nichts,¹¹ außer, dass sich die ›weißen‹ Herren die unliebsame Konkurrenz um die Gunst der ›Quarteronnes‹ vom Leibe halten. Die Interpretation, dass der Herzog hier den interessierten Standpunkt seiner ›weißen‹ Geschlechtsgenossen, d.h. eine Art ›Herrenmoral‹ vertritt, liegt nahe.

Fazit

Auffällig ist, dass der europäische Reisende – obwohl ein Gegner der Sklaverei – keine Vision entwickelte, wie die freien ›Schwarzen‹ in die amerikanische Nation integriert werden könnten. Auch in den Nordstaaten, in denen die Sklaverei zumeist schon abgeschafft worden war, wurde darüber nicht diskutiert – jedenfalls nicht in Gegenwart des Herzogs. Selbst das Siedlungsprojekt Nashoba der schottischen Sozialreformerin Frances Wright (1795-1852), in der Nähe von Memphis in Tennessee gelegen, ursprünglich als ›multi-ethnische‹ Kooperative‹ von Sklaven, freien ›Schwarzen‹ und ›Weißen‹ angelegt, in dem die Sklaven schrittweise auf die Freiheit vorbereitet werden sollten, sah keine Integration der ›Schwarzen‹ in die amerikanische Nation vor. Nach dem Scheitern des Projekts im Jahr 1830 wurden die ›Schwarzen‹ umgehend nach Haiti ausgesiedelt (vgl. Elliot 1939: 141ff.; Waterman 1967: 93ff.). Dieses Projekt und seine Begründerin war in den Augen der meisten Zeitgenossen einfach lächerlich, und auch der Herzog hatte dafür nur Hohn und Spott übrig (vgl. Reise 1828, 1. Theil: 89; 2. Theil: 114f.). Die amerikanische Nation wurde als ›weiße‹

11 | Nina Möllers vertritt in Anlehnung an Kimberly Hangers die Auffassung, der Mangel an ›weißen‹ Frauen und ›free men of color‹ habe Verbindungen zwischen ›weißen‹ Männern und den ›Quadroons‹ befördert, aber wie es zu einem Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern innerhalb der ›free people of color‹-Bevölkerung kam, machen ihre Ausführungen leider nicht deutlich (vgl. Möllers 2005: 60).

Nation imaginiert, aus der bestimmte Bevölkerungsgruppen ausgegrenzt waren. Neben den Iren, die sich ihren Status als ›weiße‹ Amerikaner erst noch erkämpfen mussten, blieben sowohl die versklavten wie auch die freien ›Schwarzen‹ ausgeschlossen. Die Indianer, denen Herzog Bernhard auf seiner Reise begegnete, gehörten ebenfalls nicht der amerikanischen, sondern indigenen Nationen an (Creek, Seneca, Semiolen etc.). Bei den ›Schwarzen‹ wurde nicht nach geographischer Herkunft differenziert, was aber auch einige Schwierigkeiten aufgeworfen hätte, da man bei importierten Sklavinnen und Sklaven strikt darauf geachtet hatte, Familien- bzw. ›Stammes‹mitglieder zu trennen. Die Bezeichnung ›Neger‹ scheint, wie Londa Schiebinger für die Naturforscher des 18. Jahrhunderts festgestellt hat, »[...] für einen universellen schwarzen Körper [zu stehen], der ohne Rücksicht auf kulturelles Erbe, Region und sogar Geschlecht alle afrikanischen Völker einschloß« (Schiebinger 1995: 175).

Am Schluss der Reise überwogen bei Herzog Bernhard, der mit so viel Zuversicht und Begeisterung in das ›Land der unbegrenzten Möglichkeiten‹ eingereist war, Zweifel, und er fühlte sich von anderen Europäern in seiner Einschätzung bestärkt. Ein junger aus Paris stammender Rechtsanwalt, der seiner liberalen Ansichten wegen in Frankreich in Schwierigkeiten geraten und über Haiti in die Vereinigten Staaten ausgewandert war, habe ihm gestanden, »dass er ganz und gar von seinen schönen liberalen Träumen geheilt sei, seitdem er Republiken in der Nähe gesehen habe« (Reise 1828, 2. Theil: 82). Bernhards zunehmend kritische Haltung verweist auf seine kulturelle Positionierung als Europäer, der seine Vorstellungen von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit nicht realisiert sah. Als aufrechter Streiter für Demokratie und universelle Menschenrechte sollte Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach indes nicht in die Geschichte eingehen. Nach Europa zurückgekehrt, blieb er im aktiven Militärdienst, und er beschloss seine militärische Laufbahn als Oberbefehlshaber der niederländisch-ostindischen Kolonialtruppen in Java (vgl. Starklof 1866: 183ff.). Seine Sympathiebekundungen für die ›schwarze‹ versklavte Bevölkerung Nordamerikas entsprang wohl doch ›nur‹ einem Gefühl von Mitleid. Die generelle Aufhebung struktureller Ungleichheit von Menschen, die als ›rassisch Fremde‹ empfunden wurden, war damit nicht intendiert.

Literatur

Quellen

Lancaster, Joseph (1808): Ein einziger Schulmeister unter tausend Kindern in einer Schule, Duisburg/Essen: Bädeker und Kürzel.

- Reise Sr. Hoheit des Herzogs Bernhard zu Sachsen-Weimar-Eisenach durch Nord-Amerika in den Jahren 1825 und 1826 (1828). Hg. von Heinrich Luden, 2 Theile, Weimar: Wilhelm Hoffmann.
- Toqueville, Alexis de ([1835/1840] 1956): Über die Demokratie in Amerika. Eingeleitet und hg. von J.P. Mayer. Vorwort von Carl J. Burckhardt, Frankfurt a.M./Hamburg: Fischer Bücherei.

Forschungsliteratur

- Bernhard, Herzog von Sachsen-Weimar (1967), in: Allgemeine Deutsche Biographie. Hg. durch die Historische Commission bei der Königl. Akademie der Wissenschaften. Bd. 2, Neudruck der Auflage von 1875. Berlin: Duncker & Humblot.
- Bitterli, Urs (1976): Die ›Wilden‹ und die ›Zivilisierten‹. Die europäisch-überseeische Begegnung, München: Beck.
- Dougherty, Frank W.P. (1990): Christoph Meiners und Johann Friedrich Blumenbach im Streit um den Begriff der Menschenrasse, in: Mann, Gunter/Dumont, Franz (Hg.): Die Natur des Menschen. Probleme der Physischen Anthropologie und Rassenkunde (1750-1850), Stuttgart/New York: Gustav Fischer Verlag, S. 89-111.
- Elliot, Helen (1939): Frances Wright's Experiment with Negro Emancipation, in: Indiana Magazine of History 35, S. 141-157.
- Ignatiev, Noel (1995): How the Irish Became White, New York: Routledge.
- Kleinau, Elke (1987): Die freie Frau. Soziale Utopien des frühen 19. Jahrhunderts, Düsseldorf: Schwann.
- Leibetseder, Mathis (2004): Die Kavalierstour. Adelige Erziehungsreisen im 17. und 18. Jahrhundert, Köln/Weimar/Wien: Böhlau.
- Maurer, Michael (2008): Nationalkulturen und Kulturaustausch, in: Maurer, Michael: Kulturgeschichte. Eine Einführung, Köln/Weimar/Wien: Böhlau, S. 283-297.
- Möllers, Nina (2005): ›Heaven's Last, Worst Gift to White Men‹ – Die ›rassengemischte‹ Frau im New Orleans des 19. Jahrhunderts, in: Ethnizität und Geschlecht. (Post-)koloniale Verhandlungen in Geschichte, Kunst und Medien. Hg. vom Graduiertenkolleg Identität und Differenz, Köln: Böhlau, S. 57-75.
- Muchembled, Robert (1990): Die Erfindung des modernen Menschen. Gefühlsdifferenzierung und kollektive Verhaltensweisen im Zeitalter des Absolutismus, Reinbek: Rowohlt.
- Schiebinger, Londa (1993): Anatomie der Differenz. »Rasse« und Geschlecht in der Naturwissenschaft des 18. Jahrhunderts, in: Feministische Studien 11, H. 1: Deutscher Studienverlag, S. 48-64.

- Schiebinger, Londa (1995): *Am Busen der Natur. Erkenntnis und Geschlecht in den Anfängen der Wissenschaft*, Stuttgart: Klett.
- Schriewer, Jürgen/Caruso, Marcelo (Hg.) (2005): *Nationalerziehung und Universalmethode. Frühe Formen schulorganisatorischer Globalisierung*. Leipzig: Leipziger Univ.-Verlag.
- Stannek, Antje (2001): *Telemachs Brüder. Die höfische Bildungsreise des 17. Jahrhunderts*, Frankfurt a.M./New York: Campus.
- Starklof, R. (1865/1866): *Das Leben des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach*, 2 Bde.: Gotha: E.F. Thienemann.
- Watermann, William Randall (1967): *Frances Wright*, New York: AMS Press, Inc.
- Wehner-Franco, Silke (1994): *Deutsche Dienstmädchen in Amerika 1850-1914*, Münster/New York: Waxmann.

